

(Nachdruck verboten.)

26] Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Auch Madame Artaut verkehrte gern in diesem gastlichen Hause, in dem man sich so gut amüsierte. Gab es einen besseren Umgang für eine Mutter, die ihren Sohn sorgsam behütete? Mann und Frau lustig, intelligent, zugänglich; hier konnte sich Nederic offenbar nicht langweilen; wenn während des Winters seine Freunde aus der Stadt ihn nur selten besuchten, so bot ihm sicher das Haus des Notars dafür reichliche Entschädigung.

Allerdings war der nähere Umgang mit einer jungen Frau für einen so jungen Mann nicht ganz ungefährlich; allein bei Erwägung aller Umstände hielt es Madame Artaut doch für absolut ausgeschlossen, daß sich ihr schöngebackener, kräftiger Sohn in die so seltsam und unregelmäßig gebaute Pariserin, die eher einem Jungen als einem Weibe ähnlich sah, verlieben sollte.

Außerdem war Madame Artaut eine ehrbare Frau und hielt deshalb für ganz undenkbar, daß Frau La Baupalière, die ihren Gatten liebte und von ihm geliebt wurde, sich von einem jungen Manne den Hof machen lassen werde. Dergleichen Fälle kommen, meinte sie, nur in Romanen vor, und das alltägliche Leben ist kein Roman.

II.

Der Notar und seine Frau lebten in der That mit einander so, daß die Leute sagten, sie seien zwei Verliebte: sie fuhren um Mitternacht im Mondschein auf dem Flusse spazieren; sie liefen um vier Uhr früh in den Wäldern umher und lehrten laudurnacht und beladen mit riesigen Blumensträußen wie Kräuterjucher heim; sie nahmen auf den Inseln ihre Mahlzeit miteinander ein, während sie zu Hause in ihrem Speisezimmer sich in aller Bequemlichkeit die Gerichte hätten warm vorsetzen lassen können. So leben nicht ehrsame Eheleute, sagte man, sondern nur leidenschaftlich Verliebte, die sich nicht um die hergebrachten Regeln und Gewohnheiten kümmern.

Man spottete in der Nachbarschaft über das zärtliche Treiben des jungen Paares. Viele entschuldigeten dasselbe aber eben mit der Jugend, und andere bemerkten noch, die arme Frau habe in ihrer ersten Ehe so viel von dem groben, brutalen, selbstsüchtigen Courteuse zu leiden gehabt, daß ihr jetzt eine Entschädigung durch ihren lebenswürdigen zweiten Gatten wohl zu gönnen sei.

La Baupalière war in der That lebenswürdig, nicht bloß gegen seine Frau, sondern gegen jedermann, Arme wie Reiche, und empfing den Arbeiter oder Bauern so höflich wie den angesehenen Bürger; mußte ein so trefflicher Junge nicht von seiner Frau angebetet werden?

Auch sie verdiente offenbar die Zuneigung ihres Mannes. Wie ganz anders war sie doch jetzt, als zu der Zeit, wo sie aus dem Kloster nach Dissel kam und durch ihr excentrisches Wesen, ihre Geringschätzung aller hergebrachten Sittlichkeitsregeln, ihre Verachtung der Mode den Aerger der Damen herauszufordern und die Herren von sich abgestoßen hatte! Jetzt fand man, daß der Schein getäuscht, daß diese seltsame Frau doch im Grunde ihre Principien habe und, genau betrachtet, trotz ihrem knabenhaften Benehmen gar nicht so übel sei. Viele sahen schon den Moment heranrücken, wo sie, ihres Mannes überdrüssig, sich andere Huldigungen gefallen lassen werde. Manche rieten schon herum, wem wohl ihre Gunst zufallen werde.

Als diese Frage aufgeworfen und von einem jeden nach seinen Ideen und seinem Temperamente anders beantwortet wurde, war sie bereits längst gelöst.

Die einst bei den beiden, als sie nur Liebende waren, so gewaltige Liebe war bei den Vermählten auf einmal erloschen; ihre Geschichte war die der zerpfückten Sternblume: „er liebt mich — ein wenig — von Herzen — gar nicht.“

Das „Ein wenig“ war rasch überschritten; das „Von Herzen“ hatte gewährt, so lange sie nicht frei waren; als sie aber einander lieben konnten, so lange und wie sie mochten, da begann das „Gar nicht“.

Die schönste Zeit ihrer Liebe war noch das Jahr der

Witwenschaft Hortenses. Die Ungewissheiten und Schwierigkeiten, welche sie zu Lebzeiten Courteuses so oft beängstigt hatten, existierten nicht mehr; sie konnten einander sehen, so oft sie wollten, ohne dabei aber zu jeder Zeit und bis zur Sättigung beisammen sein zu dürfen. Hieraus ergab sich für beide ein eigentümlicher Reiz ihres Verkehrs, den sie um so mehr genossen, je öfter er durch ungeduldiges Erwarten und die Pein der Trennung durch Erinnern verüßt, unterbrochen war.

Wenn sie zu jener Zeit gemeinsame Spaziergänge in die Umgegend der Stadt, an die Seeküste oder nach Paris unternahmen oder in ihrer kleinen Wohnung beim Bahnhof zusammentrafen, so sagten sie oft, ungehalten über die Vorkehrungen, durch welche sie diese Stelldicheine verbergen mußten:

„Wenn wir erst verheiratet sein werden . . .“

Die Zeit hatte ihnen lang gedünkt. In Wahrheit verging sie sehr schnell. Sie waren nun als Eheleute völlig frei, konnten einander offen anbliden, laut mit einander sprechen, vor aller Welt zärtlich gegeneinander sein, und führten auch in der ersten Zeit das Programm, das sie sich während des Trauerjahres für ihre Vergnügungen und Spaziergänge vorgesteckt hatten, gewissenhaft aus. Man sah sie an allen anziehenden Punkten, welche zu besuchen Courteuse immer zwecklos, thöricht gefunden hatte.

Alein seltsam: sie fanden dabei nicht den Genuß, den sie sich davon versprochen hatten. Weder der Sonnenaufgang, den sie von den Klippen aus betrachteten, noch das Spiel des Mondschimmers zwischen den Inseln erschien ihnen mehr so reizend wie früher; hingegen bemerkten sie jetzt, was ihnen früher völlig entgangen, daß man sich bei beiden Schauspielen leicht erkälte. Sie faßten daher gemeinsam den Beschluß, die Zahl ihrer Ausflüge abzukürzen, da es doch im eignen Hause am schönsten sei.

Bald fanden sie auch das eigene Haus monoton.

Sie wollten sich beide den Grund anfänglich nicht eingestehen, konnten sich ihn aber schließlich doch nicht verhehlen. Sie mußten sich sagen, daß die Stürme in ihren Ideen wie in ihren Empfindungen sich gelegt hatten, daß ihr Sehnen befriedigt, ihre Liebe gesättigt war; daß sie sich zum erstenmale, seit sie sich kannten, ruhig zu prüfen vermocht hatten und daß sie beide vor einander diese Prüfung nicht bestanden hatten.

Sie war enttäuscht darüber, daß dieser schöne Blondkopf mit seinem so graziosen Profil und seinen vielversprechenden Augen nicht mehr Geist, als den sie jetzt maß, enthielt, daß dieser Charakter, dem sie alle möglichen Eigenschaften zugeschrieben hatte, so wenig Kraft und Schwung besaß. Wie anders war dieser Mann, als sie ihn sich ehemals vorgestellt hatte! Und doch war nichts an ihm verändert; sie mußte sich gestehen, daß sie lediglich verblendet gewesen war, und daß jetzt, wo sie mit offenen Augen sah, ihre Liebe in nichts mehr jener gleich, die beide einander in die Arme geführt hatte, als sie noch Madame Courteuse hieß.

Er war also doch zu etwas gut gewesen, jener verabscheute Gatte!

Warum hatte sie ihn dann aber aus der Welt geschafft?

La Baupalière seinerseits sagte sich, jene diabolische Verführungskunst, die ihn so sehr beherrschte hatte, daß er darüber alle Vernunft und Ueberlegung verloren hatte, sei wohl bei einer Geliebten, die die Gattin eines anderen war, ganz reizend gewesen, sehe aber ganz anders aus, wenn man sie bei seiner eignen Frau wahrnehme; hier verschwand mehr und mehr die Verführungskunst und nur das Teufliche blieb zurück. Was ihm an Frau Courteuse bezaubernd und hübsch vorgekommen war, das empfand er an Madame La Baupalière als Fehler, ja als Mangel und Gebrechen.

Wenn beiden jemand vorausgesagt hätte, daß sie eines Tages das Verschwinden des ersten Gatten bedauern würden, der ihnen so störend erschienen war und den sie so herzlich geliebt hatten!

Offenbar war der Mann ungerecht von ihnen beurteilt worden; er fehlte ihnen förmlich. Zu seinen Lebzeiten waren ihre Beziehungen interessanter gewesen; wer gab ihnen jene Aufregung, jene Angst, jenes Entzücken wieder, die den Reiz und die Würze ihres Lebens gebildet hatten!

II.

Nichts ist bekanntlich schwieriger, als eine allgemein geltende Ansicht umzustößen. La Baupalière und seine Frau galten daher zu der Zeit, als Madame Artaut ihren Wohnsitz in Dissel nahm, noch immer als „das verliebte Ehepaar“, obwohl beide längst aufgehört hatten, zu nächtlichen Stunden im Mondschein zu schwärmen. Die gute Mutter hegte also nach dieser Seite keine ernstlichen Besorgnisse; ihr Mederic würde in diesem liebenswürdigen Hause einfach Unterhaltung finden, und weiter nichts.

Freilich brauchte Frau Artaut nicht lange Zeit, um wahrzunehmen, daß die Liebe der beiden Eheleute zu einander, wenn sie je eine innige gewesen, doch jetzt völlig erkaltet war, welcher Umstand eigentlich das beruhigende Raisonnement, das sie sich selbst gehalten hatte, umstieß. Allein inzwischen war sie nach Dissel übergesiedelt und hatte sich eingerichtet; nun konnte sie doch nicht gut wieder wegziehen, aus dem einzigen Grunde, weil Madame La Baupalière ihren Mann nicht liebte und dadurch die Möglichkeit einer Liaison zwischen dieser und Mederic gegeben war. Außerdem verkehrte Mederic keineswegs ausschließlich mit dem Notar und seiner Frau. Mit dem Apotheker und Bürgermeister Turlure, an welchen ihn einer seiner Onkel empfohlen hatte, pflegte er gleichfalls engen Verkehr. Der Bruder von Frau Artaut, ein Fabrikant chemischer Produkte in Rouen, hegte nämlich vor der Gelehrsamkeit Turlures die höchste Bewunderung und war überzeugt, daß dieser, nachdem er als Kind armer Eltern es durch eigenen Fleiß zum Chemiker gebracht hatte, gewiß ein berühmter Mann geworden wäre, wenn ihn nicht die Lage der Seinen gezwungen hätte, die erste beste Apotheke zu übernehmen.

Turlure hatte außer seiner zahlreichen Familie auch noch für eine Mutter und eine alte Schwägerin zu sorgen. Das Männchen mit seinen großen Brillengläsern, mit seiner Gewohnheit, stets den Finger auf das violette Bändchen seines Knopfloches zu legen und die einfachsten Dinge mit lateinischen und griechischen Namen zu bezeichnen, war ihnen anfangs lächerlich vorgekommen; aber bald fanden sie den Verkehr mit ihm ganz unterhaltend. (Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Curt Grotte wig.

Immer und immer wieder wird sich dem Menschen die Frage aufdrängen nach dem Ursprung alles dessen, was lebt und was ist. Woher diese seltsame große Welt, woher diese Kräfte, die nie erlahmen, diese Fülle von Substanzen, aus denen die Erde, die Weltkörper bestehen, was ist ihr Ursprung, ihr Grund, ihr Zweck? Es ist auf diese „letzte Frage“ auch heute noch keine Antwort möglich. Die Materie, die Elemente, aus denen alles besteht, und die Kräfte, die an die Materie gebunden sind, sie sind da, damit müssen wir uns zufrieden geben. Aber wenigstens können wir uns einigermaßen ein Bild davon machen, wie aus der vorhandenen Materie die Weltkörper entstanden. Schon Kant und Laplace haben die Ansicht aufgestellt, daß die gesamte Materie früher in Dampfform im Weltraum umherkreiste, daß sie sich dann an ihren dichtesten Stellen konzentrierte und hier einen Mittelpunkt schuf, um den sie sich drehte. In unserem Sonnensystem drehte sich der Materienebel um die selbst auch einen Nebel darstellende Sonne. Allmählig aber löste sich der Nebel ab, die Sonne wurde ein feurig flüssiger Körper, um den sich die Urmaterie in konzentrischen Ringen, ähnlich denen des Saturn, drehte. Die heutigen Planeten sind die Verdichtungen und die Ueberreste dieser ehemaligen Nebelringe. Auch sie waren einst feurigflüssige Körper, doch jetzt sind sie so weit abgekühlt, daß ihre Oberfläche erstarrt ist. Manche Himmelskörper aber, und dazu gehört der Mond, sind soweit erkaltet, daß sie gar keine Eigenwärme mehr besitzen. Diese Theorie ist keineswegs eine müßige Phantasie, noch heute erblicken wir solche riesige Nebel im Weltraum, die sich einst zu einem neuen Sternensystem entwickeln mögen. Auch die feurigflüssigen Körper können wir in der Sonne und in den anderen Fixsternen noch heute beobachten und für die Ablösung in Ringform spricht außer den Saturnringen auch das Vorhandensein von Monden und der seltsam regelmäßige Abstand der Planeten von der Centralsonne. Mit der Erkaltung aber haben die Sterne noch nicht ihr letztes Stadium erreicht, die Kometen mit ihren schweifartig aufgelösten Materienstrümmern, die Sternschnuppen, die Meteore geben uns einen sicheren Anhalt dafür, daß jeder Stern einmal der Auflösung entgegengeht, daß er in Bruchstücke zerfällt, die irre im Weltraum umherstreifen und schließlich als Meteore auf anderen Sternen ihre Last finden. So vergehen auch Sterne, wie alles vergeht, was entsteht.

Auch unsere Erde war einst ein feurig flüssiger Körper. Jetzt befindet sie sich in dem dritten Stadium, sie ist ein fester Körper geworden, der aber noch eigene Wärme besitzt. Wie lange mag es nun her sein, daß die Erde aus dem geschmolzenen Zustande

heraustrat und ihre Oberfläche fest wurde? Auf diese Frage sucht Lord Kelvin in einer Abhandlung im „Philosoph. Magazine“ eine Antwort zu geben. Das Alter der Erde als eines für Lebewesen bewohnbaren Himmelskörpers wird seit Darwin als ein ungeheuer hohes angenommen. Um die Entwicklung des Lebens nach Darwin'schen Principien als möglich erscheinen zu lassen, gewünschte man sich, mit Jahrmillionen um sich zu werfen wie mit Sandkörnern. Kelvin suchte indes bestimmte Anhaltspunkte für eine genauere Zeitangabe zu gewinnen, und er benutzte dazu verschiedene Versuche und Berechnungen über die Erdenwärme, die Umdrehungsgeschwindigkeit unseres Planeten, den Schmelzpunkt der am häufigsten vorkommenden Steine und andere Verhältnisse, die einer Berechnung oder einem Experiment einigermassen zugänglich sind. Daß man es bei dem Alter der bewohnten Erde nicht mit ungezählten Millionen oder gar Billionen von Jahren zu thun hat, geht daraus hervor, daß die Hemmung, welche die Axendrehung der Erde durch die Reibung mit der beweglichen Wassermenge der Meere erfährt, die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde seit 7200 Millionen Jahren um die Hälfte vermindert hat. Vor dieser Zeit bewegte sich die Erde noch einmal so schnell als jetzt um ihre Achse, die Centrifugalkraft am Aequator war viermal so groß als jetzt. Wäre die Erde damals erstarrt, so würde die Abplattung der Erde eine viel größere geworden sein, und am Aequator hätte sich das Land angehäuft, während das Wasser an die Pole geflossen wäre. Vor 7200 Millionen Jahren war die Erde demnach noch flüssig, ja man kann schließen, da solche Rechnungen stets nicht ganz genau sind, daß die Erde sogar vor wenigen tausend Jahrmillionen noch nicht fest gewesen ist. Doch diese Zahl soll nur die Grenze des Erdalters nach oben ein wenig beschränken. Genauer ist die Berechnung, welche sich auf die Abnahme der Eigenwärme unseres Planeten stützt. Hier sind die Resultate deshalb zuverlässiger, weil man über das Wärmeverhältnis der die Erde zusammensetzenden Substanzen genauere Experimente machen kann und gemacht hat. Danach würde der Zeitpunkt der Erderstarrung zwanzig bis vierzig Millionen Jahre zurückliegen. Einige Zeit, bevor nun die Erdoberfläche erstarrte, muß das Innere bereits fest gewesen sein, da es unter einem kolossalen Druck stand, höchstens konnte ein Raum in der Nähe des Centrums mit glühendem Eisen, Kupfer, Blei, Silber, Gold und anderen Metallen, die auch bei sehr hohem Drucke flüssig bleiben, ausgefüllt sein. Die Erdrinde stellte nun über dem festen Kern ein etwa 40 Kilometer tiefes Meer glühender Lava dar. Lord Kelvin macht es wahrscheinlich, daß der Erstarrungsprozeß der Erdoberfläche verhältnismäßig sehr schnell vor sich ging und nur 12 Jahre in Anspruch nahm. Das Lavameer ist einer chemischen Lösung zu vergleichen. In der Flüssigkeit waren alle Mineralien aufgelöst. Als die Temperatur sank, schieben sich die meisten Mineralien als Kristalle und Körner von der Flüssigkeit ab. Diese Masse auf einander fallender Mineralspartikelchen bildete den Granit. Es stimmt damit auch überein, daß die Hauptbestandteile des Granits, der Feldspat, Quarz und Glimmer bei ungeheuer hohen Temperaturen erst schmelzen. Die Abkühlung der Erde brauchte also noch nicht sehr weit vorgeschritten zu sein, um diese Mineralien erstarrten zu lassen. Aus der Flüssigkeit dagegen entstand der Basalt, der bereits bei 880 Grad schmilzt. Nachdem die Erde einmal fest geworden war, dauerte es jedoch nicht lange, bis sich ihre Oberfläche soweit abgekühlt hatte, daß Lebewesen auf ihr gedeihen konnten. Es fragt sich nun, ob zu jener Zeit bereits freier Sauerstoff vorhanden war, da in den Hochströmen von Granit und Basalt zwar Stickstoff, Kohlenensäure und Wasser, aber nie Sauerstoff gefunden wurde. Trotzdem wäre ein Pflanzenleben möglich gewesen, denn noch heute gedeihen in den 74 Grad warmen Quellen des Yellowstone-Parks Coniferen unter Wasser ohne Verührung mit der Atmosphäre. Dagegen zersetzen diese Pflanzen die in jenen Quellen vorhandene Kohlenensäure und geben dadurch Sauerstoff an das Wasser und schließlich an die Luft ab. Die Pflanzen waren danach vielleicht die ersten Erzeuger des freien Sauerstoffs. Allerdings konnten sie diese Arbeit nur unter Mitwirkung des Sonnenlichtes verrichten. Und es fragt sich, ob die Sonne damals bereits die Lichtmasse ausströmte, wie heutzutage. Nach den Berechnungen hervorragender Physiker war die Sonne vor 50 Millionen Jahren noch nicht entfernt so warm wie jetzt. Erstarrte die Erde zu dieser Zeit, so blieb sie sicher 20 bis 30 Millionen Jahre unbewohnt. Denn erst vor etwa 25 Jahrmillionen war das Sonnenlicht und die Sonnenwärme so stark, daß Tiere und Pflanzen ihr Leben fristen konnten.

Geben uns Kelvins Berechnungen einen Einblick in den Uebergang eines Planeten aus dem flüssigen in den festen Zustand, so macht uns Frank B. Veih in einem Vortrage während der Harvard-Konferenz amerikanischer Astronomen (25. August 1898) mit den Verhältnissen auf einem bereits total erkalteten Himmelskörper, unserm Erdtrabanten, bekannt. Auf dem Mond beträgt die Zeit, während welcher er von der Sonne beschienen wird, 14 Erdentage, so lang ist also ein Mondtag, eine Mondnacht ist eben so lang. Es ist darum selbstverständlich, daß in den Tagen und Nächten eine sehr verschiedene Temperatur herrscht. Da der Mond keine nennenswerte Atmosphäre besitzt, so können die Strahlen der Sonne ungehindert auf seine Oberfläche einwirken, und während der Nacht wiederum kann die Ausstrahlung der erwärmten Mondhalbkugel (also die Abgabe der Wärme an den Weltraum) ebenso leicht von statten gehen. Die Wärme, die der Mond von der Sonne empfangen hat und wiederum ausstrahlt, kann mit einiger Sicherheit gemessen werden, und ebenso kann das Verhalten der

Gesteinsmassen, — allerdings der irdischen — auf Leitung und Ausstrahlung der Wärme experimentell geprüft werden. Unter Zugrundelegung solcher Messungen und Experimente kommt Verh zu dem Schluss, daß die Tagestemperatur des Mondes, besonders für die Gegenden, über denen die Sonne senkrecht steht, über die Siedetemperatur hinausgeht. Schon 24 Stunden vor Eintritt der Mondnacht kühlt sich die Temperatur infolge der Wärmeausstrahlung bis zum Nullpunkt ab, und in der Nacht herrscht die schauerlichste Kälte. Indes konnte Verh durch ein neues Experiment nachweisen, daß der Mond keineswegs mit einer Schneedecke oder mit Eis überzogen ist, da die Ausstrahlung einer von der Sonne beschienenen Schneefläche ein ganz anderes Verhalten zeigt als es auf dem Monde wahrgenommen werden kann. Da es nun auf dem Monde kein Wasser giebt, keine Winde wehen und in seinem Innern keine glühenden Massen vorhanden sind, so fallen alle die umgestaltenden Kräfte weg, welche die Erdoberfläche so mächtig umgestaltet haben und noch heute an ihrer stetigen Veränderung arbeiten. Allein diese umgestaltenden Kräfte werden auf dem Monde ersetzt durch den schroffen Temperaturwechsel. Die ununterbrochen aufeinander folgende Siedehitze und Eiskälte bringen in dem Gestein der Mondoberfläche Zerbröckelungen und tiefe Klüftungen hervor. Es sind auf dem Monde bereits deutliche Veränderungen wahrgenommen worden, die Mondoberfläche ist ja sehr genau bekannt und die einzelnen Regionen, Berge, Thäler, Wälder, Ararat sind längst mit Namen benannt und kartographisch verzeichnet worden. Wenn nun Oberflächveränderungen, wie sie vor einiger Zeit H. F. Klein unwiderleglich nachgewiesen hat, beobachtet werden könnten, so müssen diese, um gesehen zu werden, natürlich schon einen beträchtlichen Umfang besitzen. Und da andere umgestaltende Faktoren auf dem Monde nicht vorhanden sind, so dürften diese mächtigen Veränderungen dem jähen Temperaturwechsel zuzuschreiben sein.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Verwitterung der Mondoberfläche einmal zu seinem gänzlichen Versall führen könnte. Allerdings wissen wir nicht genau, welche Ursachen zu dem Untergang von Sternen geführt haben. Eine geläufige Ansicht ist die, daß Himmelskörper aneinanderprallen und dabei in Stücke zersprengt werden. Die Annahme solcher plötzlichen Katastrophen findet freilich in der heutigen Wissenschaft wenig Anklang. Sicher ist nur, daß Stücke von Weltkörpern auf unsere Erde gelangt sind. Diese Trümmer sind indes schwer zu deuten. Ueber ihren Ursprung und die Art ihrer Ablösung von anderen Himmelskörpern vermochte man bisher an ihnen nichts zu erfahren. Nur daß sie von fremden Sternen stammen, ist sicher. Ihr Weg durch die Atmosphäre, ihre Reibung mit der Luft und ihr dadurch veranlaßtes Glühen und Schmelzen läßt die Meteore sofort als solche erkennen, auch wenn man ihr Niederfallen nicht direkt beobachtet hat. Die Meteore sind im übrigen ihrem Aussehen wie ihrer chemischen Zusammensetzung nach natürlich sehr verschieden. Neuerdings hat Franz G. Suez, wie er in einem Bericht des „Wiener Akademischen Anzeigers“ mitteilt, eine besondere, ziemlich selten vorkommende Steinart, die Moldavite als Herkömmlinge aus dem Weltraume erkannt. Die Moldavite sind glasgrüne und glasähnliche Steine, die höchstens die Größe eines Eies erreichen. Sie kommen im oberen Thale der Moldau vor und sind auch nach diesem Flusse benannt. Später hat man sie auch in Südbrunee und in ganz Australien, auch hier als lose isolierte Findlinge entdeckt. Sie zeigen auf ihrer Oberfläche ganz bestimmte Eindrücke und Linien, welche mit denen der Meteoriten übereinstimmen und auf die rasche Bewegung durch die Luft zurückgeführt werden müssen. Es kann nicht nachgewiesen werden, ob die Moldavite der mährischen und der australischen Gruppe einem und demselben Meteorfall zuzuschreiben sind, doch gehören alle dem Ausgange der Tertiarzeit, vielleicht schon der jetzigen Erdperiode an.

Werkwürdig ist, daß man an manchen Steinen der böhmisch-mährischen Fundstelle deutlich erkennen kann, daß sie Sprengstücke sind von größeren Steinmassen, die in der Luft explodiert sein müssen. Danach läge einige Wahrscheinlichkeit vor, daß die kleine östreichische Gruppe von der großen hinterasiatisch-australischen gewaltsam losgetrennt worden sei. Glasartige Stoffe als Meteorsteine sind bisher nicht bekannt, die Moldavite weichen in dieser mineralischen Beschaffenheit von allen bisher beobachteten aus dem Weltraume stammenden Steinen ab. Das ist natürlich kein Grund, ihre kosmische Herkunft anzuzweifeln. Mittels der Spektralanalyse hat man auf den Himmelskörpern viele Elemente nachweisen können, die auch auf unserer Erde vorhanden sind. Es ist aber selbstverständlich, daß die Sterne außerdem auch Grundstoffe oder mindestens Mineralien besonderer Art enthalten. Die Natur liebt nicht die Gleichartigkeit, und so mag auch jeder Stern sein eigenes Material haben, wie er seine eigene Bahn, sein eigenes Schicksal hat. —

Kleines Feuilleton.

-st. Eine Frechheit. „Nein, nein! Das ist doch zu stark! . . . Nein, nein!“ Sie schloß vorsichtig die Thür und ging heftig bis an den Tisch, auf den sie sich stützte. Zitternd strich sie sich das Haar aus dem erhigten Gesicht: „Nein, nein! Was man sich alles bieten lassen muß!“

Herr Moor ließ seine Zeitung sinken, ohne seine liegende Stellung auf dem Sopha zu verändern. „Was hast denn schon wieder? . . . Ich weiß nicht, Du bist in der letzten Zeit gar nicht

zu verhalten. Immer gleich aufgereg, immer gleich aus dem Häuschen.“

„Ach, na ja,“ antwortet sie ärgerlich; „ich habe die ganze Arbeit. Alles überrennt mich, alles will von mir Bescheid, alles soll ich besorgen! . . . Es ist zu viel für mich. Jetzt, wo so viel zu thun ist, wo alles geliefert werden soll, muß das auch noch kommen.“

„Na, du bitt ich mir aber gefälligst einen anderen Ton aus!“ sagte er barsch, auf seine Zeitung schlagend und sie wieder vor das Gesicht haltend.

„Ja, ja, Du sitzt hier und ich habe den Kerger.“

„Na, wirsd nu gefällig? . . . Dem sag doch endlich, was los ist!“

Sie dämpfte ihre Stimme: „Ja, das hast Du davon, weil Du nicht die Preise abgemacht hast von den Mustern. Nun haben sie mir die Marke von dem einen Umhang, Du weißt doch, den mit dem gestickten Besatz und dem Seidenfutter, auf den Zuschneidetisch gelegt und mit Kreide darunter geschrieben: Also doch drei Mark! . . . Ja, Du weißt doch, wir geben ihnen nur eine Mark fünf und zwanzig; wir sagten ihnen doch, wir könnten nicht mehr geben, weil wir selbst nur zwei Mark bekämen.“

„Na, und?“

„Ja, begreiffst Du denn nicht? Sie wissen nun, daß wir drei Mark bekommen . . .“

Herr Moor besann sich noch ein Weilchen. Dann schrie er los mit seiner rauhen Stimme: „Na, so'ne Frechheit! Nausschmeißen werd' ich sie alle miteinander. Immer raus, raus!“ Er sprang auf und eilte nach der Thür, die zum Arbeitszimmer führte.

Seine Frau umklammerte seinen Arm. Verstört und ängstlich flehte sie: „Nicht doch, Karlchen, bleibe doch nur ruhig. Bedenke doch, jetzt zu Pfingsten! Wo sollen wir denn gleich wieder Arbeiterinnen hernehmen?“

„Ich, es laufen genug herum. Nauss müssen sie. Alle miteinander!“ Er schrie, so laut er konnte.

„Ja aber, ehe die Neuen eingearbeitet sind. Du hast die Plage nicht mit dem Aulernen. Und wie wollen wir denn zu Pfingsten liefern?“

Er schrie immer weiter: „Ich schmeiß sie raus. So 'ne Frechheit!“ Aber er ging nicht hinein in die Arbeitsstube, aus der das eifrige Gesurre und Gekirre der Nähmaschinen und das lustige Singen der Mädchen klang. Seine Frau redete ihm zu, bis er sagte: „Na, denn geh' meinethwegen hinein und sage ihnen, sie könnten fünfzig Pfennige mehr bekommen. Wir hätten uns geirrt. . . . Aber ist das nicht 'ne bodenlose Frechheit? . . . Na, wenn nicht gerade so viel zu thun wäre! . . .“

Er legte sich wieder auf das Sofa und nahm seine Zeitung vor. — —

Theater.

Im Schauspielhaus konnte man am Samstagabend fast verwundert auffordern. In einer Märchenovität, der „Krone“ von Anton v. Perfall, dem Romanschriftsteller, erscholl immer wieder die trinkene Jubelhymne „Freiheit, Freiheit!“ Man durfte aber der guten Gesinnung des Hoftheaters und des Herrn v. Perfall vertrauen. Das Märchen, das wie „ein lehrhaft Spiel zu Nutz gerechter Könige“ ausklingt, ist von irgend welcher revoltierenden Gesinnung weit entfernt. Der Jüngling Achmet, der dem Volk von Rum die Freiheit bringt und den finsternen Tyrannen Sarbar vernichtet, ist kein Revolutionär. In ihm selbst pulsiert echtes königliches Blut, er ist der Sohn des gerechten Königs von Rum, der vom Usurpator Sarbar ermordet wurde. Der kleine Achmet war von einem Fischer damals wie durch ein Wunder gerettet und nach der Ferne zu einem Wirtler gebracht worden, als dessen Sohn Achmet nun aufwuchs. Wiewohl all sein Thun das königliche Geblüt verriet, — das ist bei Märchenprinzen schon so, selbst wenn sie als Bettelente und Freiheitsprediger auftreten —, ahnte Achmet doch nichts von der Wahrheit. Erst als ein falscher Belverber um die Krone von Rum austrat und diese mythische Krone zu leuchten und zu funkeln begann, da Achmet sich ihr nahte, war der Märchenprinz von seinem Gottesgnadentum überzeugt. Er wird die Dauern nicht mit Hundstößen hegen lassen und die Bürger nicht in Todeschreden erhalten. Wie dem echten Königssohn die magische Krone gelehrt hat, so wird er, ein echter König, über Rum herrschen. Was nun eigentlich ein echter König ist, das wird im lehrhaften Spiel, das fast aller Orten im Stück an Trivialität streift, nicht weiter erörtert, Banalitäten, in Märchenform gekleidet, werden um nichts an Wert erhöht. Deltamatorische Klünste, schönrednerische Sprache machen die Sache gleichfalls nicht viel beweglicher; und so sah man denn gelassen da, beguckte die Märchenbilder der Scene, ließ die grell und pathetisch vorgetragenen Tiraden des Herrn Christians (Achmet) vorüberbrausen und zum Schluß fand man weder zum Weisfall, noch zum Zischen die richtige Energie. Ein einschläferndes Märchen!

Das Schauspielhaus feiert am 11. d. Mts. einen Erinnerungstag, dessen hier mit wenigen Worten gedacht sei. Vor 25 Jahren wurde Arthur v. Ollmer Mitglied des Hoftheaters. Jetzt, da wir in Berlin mit fremder und nicht selten minderwertiger Schauspielerei überflutet werden, kann man sich der gesunden Kraft eines heimischen Künstlers und eines ehrlichen Arbeiters doppelt erfreuen. Erst in diesen Tagen war eine Pariser Troupe mit Frau Noja Brud als „Star“ an der Spitze bei Kroll. Man muß füglich sich verwundern, was sich als Star ausgeben darf, wenn Frau Brud ein

„Stern“ zu sein vorgab. Damit soll nicht gesagt werden, daß die Franzosen nicht einen braven Durchschnitt darstellten. Im *Lessing-Theater* tritt mit besonderen Ansprüchen Hr. Sandrod, die uns vom Vorjahr her bekannt ist, als Gast auf. Das Treiben mit dem Sandrod in Wien, als sie aus dem Burgtheater schied, erinnerte an die Tage schlimmster Wieneri. Man hat sie mit göttlichen Ehren behandelt und selbst der Pöbelstreich blieb nicht aus. Man „spannte ihr die Pferde aus.“ Solche Wieneri fördert den Komödiantenwahn und Adels Sandrod meint nun alles in großer Virtuosenmanier spielen zu können. Sie bleibt im Genrehaften selbst die stolze Heroine, mag auch ein grober Irrtum sein.

Arthur Vollmer gehört zu den gediegensten komischen Kräften der deutschen Bühne; auf virtuose „Starmanieren“ läßt er sich nicht ein. Sein Humor wurzelt auf dem Grund von Wohlwollen und ist gütlicher Art. Er kam bis zum Grotesken, bis zur Karikatur sich steigern, wenn es gilt, donquixotische Gestalten darzustellen; aber die verletzende Schärfe fehlt dann auch in der komischen Uebertreibung. Er ist ein komischer Charakterdarsteller, nicht als, was man gemeinlich einen Komiker nennt. Darum ist er lange nicht so volkstümlich wie Emil Thomas, der Berlinische, oder Steinberger, ein Wiener Possenreißer niedrigen Stils. Er muß mehr thun, als sich seinem Temperament überlassen; und er hat mit durchgebildetem Kunstgeschmack an sich und seinen komischen Charakteren gearbeitet und sich dem Ensemble eingegliedert. Diese Arbeit abelt sein Können. —

— In der Reihe Historisch-moderner Festspiele erschien am Sonntag Shakespeares „Troilus und Cressida“. Die Leitung des Unternehmens hat jetzt die Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft übernommen und als Festspielhaus vor statt des Neuen Theaters das Theater des Westens gemietet. Der altertümliche Zettel versicherte, daß die Komödie, die sich die lebendige Bühne nicht zu erobern vermochte, in ihrer von Wolfgang Kirchbach arrangierten, die Tendenz erläuternd schärfenden Bearbeitung so dargestellt werden sollte, „wie die Historie mag vorgeführt worden sein von Seiner Majestät Dienern im großen Saale zu Whitehall, vor den Augen Seiner Majestät.“ Man entlebte sich dieses Versprechens, indem man auf Scenenwechsel und modernes Regiehandwerk verzichtete und die griechischen Helden in einer Hoftracht christlicher Zeitrechnung agieren ließ.

Troilus und Cressida ist die Komödie des heldenmäßigen Wöbßinns, der hohen Würde, des geblühten Ruhms, des historischen Größenbewußtseins, das nichts ist als eitel Größenwahn. Die Welt Homers rückt aus dem gigantischeren Dämmer idealer Ferne in die intime Nähe, wo die Unreinigkeiten der Haut und des Herzens grell sichtbar werden und die heroischen Tugenden überschreien. Die Welgefallen erscheinen, wie sie Thersites gesehen hat. Patina verwandelt sich in Schminke. Thersites ist Held und Chorus des Stüdes. Es ist auch eine Art Rettung des mißgestalteten Griechen. Denn er allein sieht und erkennt die Wahrheit, das allgemeine Narren- und Lumpentum in der Pose der Kriegsheldenschaft, sein eigenes Narren- und Lumpentum nicht ausgeschlossen. Selbst seine Feigheit ist zwar komisch aber nicht verächtlich. Er hat nun einmal nicht das Glück der brutalen Muskelkraft und es ist begreiflich, daß ihm das stete Geprügeltwerden keinen Spaß bereitet. Gleichwohl, trotz aller Schläge, behält er den Mut seiner Bosheit; wie Ajax die Zunge im Arme trägt, so hat Thersites den Arm in der Zunge und er rührt kräftig diesen Arm. Das griechische Lager ist eine Ansammlung von Komödianten und Schurken. Jeder ist durchdrungen von seinem Wert und verachtet seinen Nächsten. Vor einander sind sie keine Helden, um so größere vor sich selber. Nur die griechische Höflichkeit und Heidelei ermöglicht den gesellschaftlichen Verkehr und verhindert das Auseinanderfallen. Nestor erscheint als kindischer Falscher, der das Weisesein als Beruf und das Altsein als Tugend eitel läßt. Agamemnon ist eine auf- und ausgeblasene Majestät, Odysseus ein ironischer Intrigant, Ajax ein aufgeregter hirnloser Menschenmeßger, Menelaus ein dümmlicher Cahuret, bei dem es Frau Helena aus trüffigster Ursache nicht hat anhalten können, und Achilleus, der göttliche Held, ist ein windiger, feiger Prahler, der Hector von seinen Myrmidonen schlachten und dann den von ihm Besiegten im Triumph an sein Ross binden läßt — ein Vorbild für jene moderne Arbeitsteilung, da die einen schießen und erschossen werden, während die anderen in guter Gut fern vom Schlachtfeld sich als Sieger erproben. Freilich hat erst der Bearbeiter die knappen und nicht ganz unabweislichen Andeutungen des Dichters breiter und tendenziöser ausgeführt. Die ausgleichende Gerechtigkeit des Dichters aber hat den Troern — ihrem Schicksal zum Hohn und zur Sühne — die größere Tugend verliehen.

Die Komödie von Troilus und Cressida kann in jedem Kostüm gespielt werden, ohne anachronistisch zu wirken. Nicht nur die Helden der Elisabethzeit hätten in dem Spiegel die Wahrheit über sich erschauen können, der Hof- und Militärhohn der Uniformen aller Zeiten und Länder wird in ewigem Wille dem geistlichen Nachen ausgeliefert. Die Komödie der Sühndämmernung! Eine Komödie, kein travestierender Operettenpaß! Charaktere enthalten sich, nicht aber werden Helden im Mastentand lächerlich verkleidet. Es werden keine Pappnasen angeklebt, man sieht die natürlichen Nasen nur aus der Nähe.

Der vorgestrige Belebungsversuch mißlang in wesentlichen Stellen, und nur an einzelnen Stellen wurden durch die unzerstörbare Kraft der Dichtung größere Wirkungen hervorgerufen. Man hatte

sich zu keinem einheitlichen Stil durchgearbeitet, der wohl in der stolzierenden Würde des Puppenspiels die schädlichste und stärkste Wirkung finden möchte. Man spielte vom schwügenden Jambenpathos, das in der Aufregung Worte und Sätze bis zu kümmerliche Ueberbleibsel frag, bis zu Offenbach, selbst bis zu Blumenthal und „Charleys Tante“ in allen Tönen und Farben. Aus den unsicheren verwickelten Fragenstücken ragte der Thersites Albert Heines durch die derbe Kraft gestaltungsfähiger Laune hervor. Frau Reichenhoser verlieh dem galanten Frauenzimmer, der leuchtigen Bühlerin Cressida einen Zug häuerisch-täppischer Koletterie, mit dem die listern-zierliche Griechin, das kluge Spottlied auf die Treue, sicherlich auch im großen Saale zu Whitehall nicht behaftet gewesen ist. —

Kunst.

— Die Große Berliner Kunstausstellung 1890 (am Lehrter Bahnhof) ist am Sonntag unter den üblichen Formalitäten eröffnet worden. Wie der gleichzeitig im Verlage von Rudolf Schuster (Berlin) erschienene Katalog zeigt, wurde sie von deutschen und ausländischen Künstlern mit 1272 Gemälden und 229 Bildwerken besetzt, Zeichnungen, Stiche und Radierungen sind durch 37 Aussteller mit 80 Nummern, das Kunstgewerbe durch 37 Aussteller vertreten. Der „Verband deutscher Illustratoren“ hat den größten Raum des Gebäudes erhalten. Die Secessions-Ausstellung in dem neuen Gebäude am Theater des Westens soll um die Mitte des Monats eröffnet werden. —

Humoristisches.

— Winkl. Schusterjunge: „Heeren Se, Frau Meestern, wenn Sie jetzt een kleen bisken Schmalz in die Suppe thun thäten — würde die aber Dogen machen!“

— Diplomatisch. Frau: „Gut, Du sollst den Hausschlüssel mitbring'n, daß d'n Deinen Bekannten zeigen kannst — bist Du aber um zehn nicht wieder heim, leg' ich mich zu Bett und häng' die Sperrekte vor.“

— Schuß in Lebensgefahr. Ein Lustschiffer ersucht die Polizeibehörde zu Exhausen um die Erlaubnis, folgende Produktion veranstalten zu dürfen: er will bei Nacht mit einem Luftballon aufsteigen und in einer Höhe von fünftausend Fuß ein Brillantfeuerwerk abbrennen.

Bescheid der Polizeibehörde: Die Schaustellung erscheint im höchsten Maße bedenklich, da der Ballon, wie mit Sicherheit anzunehmen, Feuer fangen wird. Es steht zu befürchten, daß der Aeronaut heruntersinken oder herabspringen muß, was seine Personketterung in tausend Atome zur Folge haben würde. Die Produktion kann deshalb nur dann genehmigt werden, wenn der Lustschiffer sich verpflichtet, ein starkes Sprungnetz mitzunehmen und dasselbe unterhalb des Ballonkorbes auszuspannen. —

(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

c. Aus Victor Hugos Nachlaß werden von Paul Merice zwei Veröffentlichungen vorbereitet: ein Band „Memoiren“, — kurze Erzählungen, Notizen, Eindrücke von Menschen und Landschaften, die der Dichter auf lose Blätter schrieb, die eine Reihe historisch wichtiger Dokumente enthalten und jetzt gesammelt worden sind, — und eine Ausgabe der Liebesbriefe, die er seiner späteren Frau während der Brautzeit geschrieben hat. —

c. Die erste vollständige französische Ausgabe von „Tausend und eine Nacht“ wird jetzt vorbereitet. Das Werk soll in 16 Oktav-Bänden im Laufe der nächsten fünf Jahre erscheinen. —

— Elvira Clemens vom Lessing-Theater wurde für das Wiener Burg-Theater engagiert. —

— Lotte Witt kommt nun doch nicht an das Deutsche Theater. Sie hat mit dem Burgtheater einen neuen Vertrag für weitere 8 Jahre geschlossen. —

— Vor ausverkauftem Hause fand am Sonntag im Münchener Hoftheater die Premiere der dreitägigen Oper „Der Fremdling“ von Heinrich Vogel statt, der selbst die Titelrolle sang. Die Aufnahme war glänzend. Der stürmische Beifall galt jedoch, wie dem „B. L.“ gemeldet wird, mehr dem beliebten Sänger als dem Komponisten Vogel. —

— Der Bau der meteorologischen Station auf der Schneepitze wird, wie die „Schles. Ztg.“ erfährt, in diesem Sommer bestimmt in Angriff genommen werden. —

t. Eine Untersuchung der Nordsee-Strömungen mit Flaschenposten wird unter der Leitung der belgischen Regierung durch Gustave Gilson von der Universität Lüttich gegenwärtig in Angriff genommen. —

— Die wahre Sittlichkeit hat noch in Bischofsburg in Ostpreußen ihre Stätte. Die „Elbinger Zeitung“ meldet von dort: „Die von dem Schauspieler Herrn Angelberg hier veranstaltete Vorstellung war gut besucht. Als nach Beendigung einer drastischen Bauernposse Valletteusen austraten, was unser Ort bisher nicht gewohnt gewesen ist, verließen sämtliche anwesenden Damen nach und nach den Saal.“ Nach und nach? Scheinen also doch nicht alle ganz freiwillig gegangen zu sein. —